

Die Wanze

Autor(en): **Knöller, Fritz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **57 (1931)**

Heft 27

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-464011>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Gregorli hat Bedenken.

Er schickt uns ein Zirkular der S.B.B. mit dem verlockenden Text...

Von Ziegelbrücke trägt uns der Zug mit-
ten durch die gewaltige Majestät der Glar-
neralpen, deren himmelhohe Steilwände
mit tosenden Wasserfällen zu Tal stürzen.

Dazu schreibt Gregorli:

«Ich möchte Sie anfragen, ob es nicht ris-
kiert ist, diese Vergnügungsreise mitzu-
machen?»

Wir glauben, trotz der himmelhochherunter-
stürzenden Felswände verneinen zu können.
Dagegen scheint uns der Fall wieder ein-
mal eindeutig zu beweisen, wie gefährlich
es ist, Werbebriefe zu machen.

Die Unmodernen melden sich.

Mein lieber Nebelspalter!

Auf Deine Einladung im Briefkasten von
No. 24 hin betr. der Anfrage eines «Un-
modernen» wage ich, mit einer Antwort
aufzuwarten.

Ich habe vor einiger Zeit auch meiner
Ansicht betr. «Liebesbrief» Ausdruck ver-
liehen. Hätte ich vorher gewusst, mit wel-
cher, sagen wir, «unverfrorenen» Weise be-
sonders eine Person weibl. Geschlechts
die Partei der Braut verfocht, meine Zu-
schrift wäre wohl etwas schärfer ausge-
fallen.

Der Fall des «Unmodernen» hat in ge-
wissem Sinne etwas Aehnlichkeit mit dem
Fall des «Liebesbriefes». Es wird daher
kaum verwundern, wenn ich auch hier
mehr auf Seite des Bräutigams stehe.

Die Ansicht dieses Bräutigams, dass auch
«die Modernheit ihre Grenzen haben soll»,
scheint mir voll berechtigt zu sein. Wir
leben heute in einer Zeit, in der gar vieles
(insbesondere die Genüsse) in extremer
Weise betrieben wird. Wie ich bei frü-
herer Gelegenheit betont habe, dass ein
Liebesbrief als Dokument heilig gehalten
werden soll, so meine ich, auch ein Braut-
stand sollte etwas heiliges sein und zwar
für beide Teile. Keines sollte die Gefühle
des andern verletzen. Mir scheint in die-
sem Falle sei der Bräutigam seiner Braut
mit mehr Liebe zugetan als umgekehrt,
und dass er den Braut- und den zukünftigen
Ehestand viel ernster auffasse als
die Braut. Ich meinerseits wäre mit einer
solchen Braut bald fertig und schwermütig
würde ich deshalb noch lange nicht. Aus
einer solchen Verbindung kann nichts an-
deres werden als eine «moderne Ehe»,
und das ist ein sehr fragliches Vergnü-
gen. Versteht sich ein Brautpaar schon

in der Brautzeit nicht besser, wie wird das
erst im Ehestand der Fall sein können.
C. St.

Weitere Zuschriften figurieren in der Ru-
brik «Frau von Heute» in dieser Nummer.

Von wem ist der Vers

«In meinem Zimmer russt der Ofen,
In meinem Herzen ruhst nur Du!»

Lieber Nebelspalter,

Das Lied «nur Du» lässt Dir keine Ruh'
Vor vielen Jahren hat uns an einer Weih-
nachtsfeier auf dem Uetliberg ein Lauten-
sänger, ein älterer Alpenclubist, auch ein
solches Lied vorgetragen. Als ich ihn
fragte, woher er es habe, sagte er mir,
das hätte er aus einer ganz alten Samm-
lung von Juxliedern her. Der Text lautete:

Es lebt der Eisbär in Sibirien,
es lebt in Afrika das Gnu,
es lebt der Säuer in Delirien,
in meinem Herzen lebst nur Du.

Es bricht der Sturm die starke Kiefer,
es brechen die Menschen oft dazu,
es bricht der Geolog den Schiefer,
mein armes Herze brichst nur Du.

Es spuckt der Fuhrmann aus dem Fenster,
es spuckt die Köchin ins Ragout,
des nachts es spuken die Gespenster,
in meinem Herzen spukst nur Du.

Es fälscht die Dame ihre Haare,
sie fälscht die Zähne oft dazu,
es fälscht der Kaufmann seine Ware,
aber meinem Herzen ge-fälscht nur Du.

Es p.... das Hündlein auf Drei Beinen,
auf Vieren p.... die liebe Kuh,
es p.... der Säugling in die Leinen,
in meinem Herzen bist nur Du.

Wer der Veriasser dieser Verse wohl sei?
Sicher nicht G. Sch., der in No. 25 die
Vaterschaft übernehmen will. Er wird auch
nur ein paar Strophen erfunden haben,
sowie jeder schon ein paar Klapphorn-
verse verbrochen hat. Ursus.

Also hat der Zusender in No. 24 vielleicht
doch recht, der den Vers in einer alten
Spruchsammlung aus dem Jahre 1767 ge-
funden haben will. Nun wären wir aber
doch begierig, den Originalautor kennen zu
lernen. Vielleicht lässt ein Professor der
Germanistik gelegentlich eine Dissertation
über dieses Thema schreiben, und der löb-
liche Verfasser widmet uns ein Exemplar

Ich liebe die Männer, aber...

Erinnere Dich an No. 25, Rubrik «Frau von
Heute». Dort wird an der englischen Män-
nerwelt verschiedenes ausgesetzt. Selbstver-
ständlich lässt sich auch am Schweizer ver-
schiedenes aussetzen. Dass dies kein Lug
ist, beweisen wir mit nachfolgender Stich-
probe aus den ersten Zuschriften:

Lieber Nebelspalter!

Du meinst es hoffentlich nicht allzu ernst
mit deiner Schlussbemerkung: «Entsetz-
liche Männer, diese Engländer! — Gott
sei Dank sind wir da besser! — — oder
was meinen Sie, verehrte Leserin?»

Was ich meine? Nichts weniger, als dass
die Schweizer noch viel besserungsbe-
dürftiger sind, als die Engländer. Vor allem
wäre es erfreulich, wenn sie trotz der
wachsenden Gleichberechtigung der Frau,
dieser den höflichen Vortritt dennoch
wahren wollten. Weder auf dem Tram
noch auf der Eisenbahn ist da der Dame
der höfliche Vortritt gesichert.

Dann möchte ich mich gegen die Ge-
schmacklosigkeit verwahren, dass ein
Mann mitten in einer Liebeserklärung
plötzlich auf die Uhr schaut. Etwas mehr
Feingefühl könnte da sehr nützen.

Dass aber viele ihre Frau sechsmal in der
Woche allein zu Hause lassen, um jassen
zu gehen, das ist wohl die ärgste Un-
sittlichkeit.

Und so gibt es noch tausend Dinge. Es
fällt mir nur gerade nichts mehr ein. Wenn
aber jede Frau ihren Beitrag zu dem
schwerwiegenden «aber» liefern wollte,
ich glaube, es käme eine ganze Sonder-
nummer zusammen. Annemarie.

Sobald wir über dieses Thema genug Stoff
beisammen haben, legen wir es der zer-
knirschten Männerwelt vor.

Die Wanze

Man war gerade beim Fisch, als eine
alte Frau auf dem Parkett des Speisesaals
erschien und an den Tisch von Mr. Smith
und Tochter aus Californien trat. Die Frau
bot Zündhölzer feil. Bereits aber glitt der
Maitre d'hôtel in diskret feufzenden Lack-
schuhen hinter die Alte und schob sie zur
Türe hinaus. Mr. Smith war sehr unge-
halten, Töchterchen Enis litt an Brechreiz.

Aber noch etwas hatte sich zugetragen.
Infolge des derben Kellnergriffes oder aus
Laune war eine Wanze vom Arm der Hau-
sierererin in den Schoß der holden Miß Smith
gefallen und lag dort von Duft, Licht und
Angst betäubt, bis es ihr einfiel, sich auf
seidenen Schleichpfaden hinter den Rücken
der Dame zu begeben.

Nach der Tafel mußte Papa das Töch-
terchen zum Tanz führen. Herren in Smok
und Lack umschlingelten Miß Enis, für die
es ein neues und kostbares, ganz kontinen-
tales Gefühl war: du tanzest jetzt mit einem
Freiherrn, einem Grafen, vielleicht auch
Prinzen oder Fürsten. Und in der Tat, von
ähnlicher Sorte waren die Herren, die man
als Eintänzer verpflichtet hatte.

Als sich endlich die Tochter zubett begab,
kam die Stunde der Wanze. Mehr torfelnd

Unreines Blut?

Dann einfach das
wohlschmeckende, nur aus
Pflanzen bereitete, altbewährte
Blutreinigungsmittel

Modélia

5 Fr. und 9 Fr.
in den Apotheken

Pharmacie Centrale, Madliener-Gavin
Rue du Mont-blanc 9, Gené

als krabbelnd eilte sie dahin, wo die Damen, die jungen wenigstens, am kitzligsten sind: zum Hals. Dort verschmauste sie ein wenig und verordnete sich, noch nicht zu essen. „Nur wer sich selbst besiegt“, murmelte sie. Schließlich, einer Ohnmacht nahe vor Bier und Selbstkasteiung, stach sie menschlins ins Fleisch, und ha — Blut floß! Süßes, klares, gemästetes Blut. Und wie eines, das im Ueberfluß nicht mehr aus und ein weiß, wühlte die Wanze, obwohl es so unnötig wie ein Kropf, bald da, bald dort ihr Mundstück ein und soff und besudelte sich und kannte kein Maß und Ziel — so mundete ihr das tägliche Brot.

— Inzwischen hatte Miß Enis einen seltsamen Traum. Ein Prinz zog ein schönes Korallenhalsband hervor und warf es mit einer überaus anmutigen Geste um den Marmornacken des Fräuleins. Dann stammelte er: „Ich bin dein, du bist mein.“ Die Kugeln fühlten sich glutig wie das Herz des Prinzen. Enis wisperte: „Sie wollen mich strangulieren?“ — „O nein“, rief der Prinz champagnerfarbenen Antlitzes und fiel auf seine Bügelfalten. Da wachte sie auf.

Deutlich spürte Enis die Kugeln des Korallenbandes, Stück für Stück. Und bei Lichte besehen, waren es Kuppen mit Scharlachrändern, dichter als die Knoten eines Süßwasserfischnetzes. Tränen rannen über das eingefettete Antlitz der Jungfrau. Wahrhaftig, sie, Enis, die Faltenäugige mit dem tagwachen Gehirn, war einem Suttubus erlegen, der sie hitzig vielleicht für ewig gebrandmarkt hatte.

Bernichtet sank Enis auf ihr Lager. Da — was war das?! Im Zipfel des Kopfkissens lag inmitten korallener Tüpfelchen ein Kügelchen wie eine Kadber auf Hummerjalat. Enis, Schreckliches ahnend, trommelte Papa aus seinem bombensicheren Whiskychlummer. Papa schwankte mit Browning und Dolch zu seiner Tochter herein und schrie: „Wo, wo, was, wie!“ Enis spitzte mit Gejinger auf das pralle Kügelchen. Mr. Smith, dessen Jugend über düstere Stiegen und feuchte Höfe gewandelt war, wußte Bescheid. Er schellte, beorderte den Maitre d'hôtel zu sich und wies mit dem Daumen auf die schwärzliche Erbsen. Dann kündigte er mit sparsamem Blick, ohne Entschädigung natürlich, verstanden. Und das hatte wiederum zur Folge, daß der schmerbauchige, brillantenschimmernde, raufschäumduftende Direktor den pflichtvergeßenen Maitre d'hôtel an die Luft setzte. Denn jetzt stand die erste und teuerste, vierteljährig gemietete Etage des Hotel leer, leer und verrufen.

So hatte also die Wanze einer armen, alten Frau, die Zündhölzchen feilbot und aus dem Continental flog, der ehemaligen Wirtin nachhaltige Genugtuung verschafft, ohne daß es die gute Alte auch je erfuhr.

Fritz Kändler

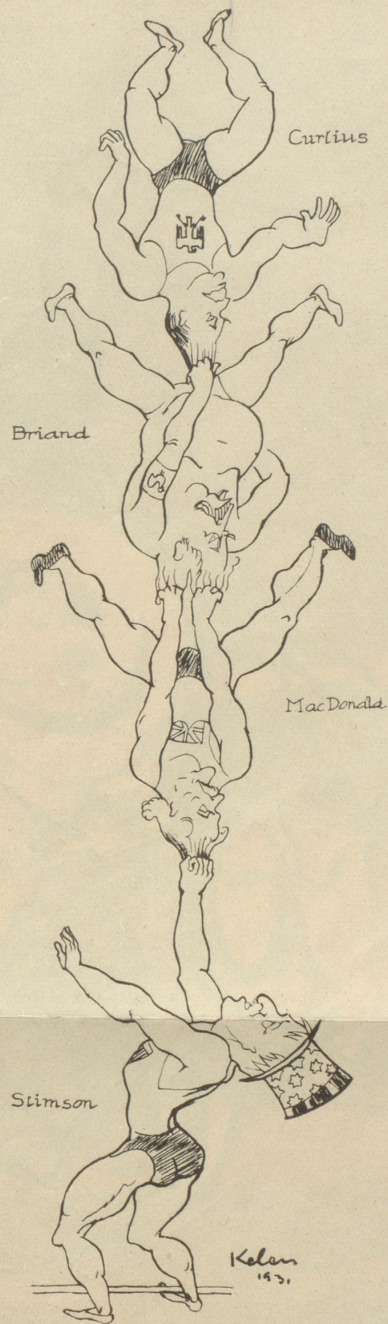
Young Plan Gleichgewicht

Drehen Sie diese Zeichnung um, dann finden Sie die Antwort auf das Problem der Herabsetzung der Reparationsbelastung.

Erlauschtes und Erlebtes

Sitze ich da neulich friedlich in einem Café und lese eine Illustrierte — da gibt mir plötzlich eine Serviertochter einen freundschaftlichen Stupf und fragt: «Was für Eini händ Sie?»

In meinem Briefkasten findet sich ein Avis, dass ein Chargébrief für mich auf der Post lagere. Ich begeben mich an den Postschalter, um den Brief abzuholen. Zu meiner Legitimation weise ich meinen mit Photo versehenen amtlichen Schweizerpass vor. Der Schalterbeamte macht ein wichtiges Gesicht und erklärt: «Der Pass ist abgelaufen, ich kann Ihnen den Brief nicht aushändigen.» Ich: «Ja, bin ich denn nicht mehr derselbe geblieben?, wenigstens gleicht mir die Photographie noch entschieden.» Der Schaltermann zuckt die Achseln. Ich gehe betrübt hinweg und sehe gerade noch, wie ein Frauei eine eingeschriebene Sendung mit



„So lange man mich hält, lasse ich Deine Haare nicht los.“

ihrem Familienbüchlein, wo sie mit Mann und Kind und Kegel darauf figurieren tut, ohne weiteres ausgefolgt erhält.

Frage: Wie will der Schaltermann feststellen, ob die Vorweiserin des Familienbüchleins wirklich die darin erwähnte Frau X ist?

O, du arme mitteleuropäische Zeit!

In einem Postbureau II. Klasse ging der Regulateur, der da die Funktion eines eigenössischen Zeitmessers versah, seit Jahren notorischermassen vor. Als gerade einmal ein Schalterbeamter fungierte, dem das Schalterschliessen am Abend offenbar als die wichtigste Funktion des Tages vorkam, fand ein Mann, der eine genauere Uhr hatte; die nach der S.B.B.-Uhr reguliert war, geschlossene Schalter vor, trotzdem es erst 3 Minuten vor der gesetzlichen Schalterschlusszeit war. Eine Beschwerde an die zuständige Kreispostdirektion wurde abgewiesen mit der Begründung: Für die Postbureau ist die dort befindliche Uhr massgebend.